

Steppjackenblues oder Wie es ist, im Nebel zu wandern

Nachdem es tagelang viel zu warm und zu sonnig für diese Jahreszeit war (20 Grad, und das Anfang November), ist heute ein Herbsttag, wie er im Buche steht. Der erste Blick aus dem Fenster: alles grau, das Thermometer zeigt 2 Grad an. Und während sich der Nebel normalerweise im Laufe des Tages verzieht, bleibt er heute bis zum Abend schwer und feucht über der herbstkahlen Landschaft liegen. Zweimal nehme ich das Auto, einmal, um den Laptop mit dem Kaffeeschaden zur (hoffentlich erfolgreichen) Reparatur zu bringen, das zweite Mal, um die jüngste Tochter aus dem Ersatzkindergarten abzuholen (*Ersatz wegen Wasserschaden*). Beide Male fahre ich auf Sicht – ein Ausdruck, den man in den letzten Monaten oft gehört hat, den ich aber selten so konkret nachempfinden konnte.

Als ich später noch eine Runde durch den Wald gehe, reicht die Sicht ebenfalls nicht weit. Dadurch erscheinen die Proportionen plötzlich seltsam verschoben, das andere Werra-Ufer wirkt so nah, als könne man einfach rüberspucken – vielleicht, weil dahinter nichts kommt, weil da nichts ist, außer diesem Grau. Ich trage die Jacke meiner im März verstorbenen Tante, was sich seltsam anfühlt und den Eindruck von Losgelöstheit noch verstärkt. Es ist eine blaue Steppjacke, die ich mir selbst wahrscheinlich nie gekauft hätte, ich weiß nicht einmal, ob sie mir gefällt. Ich trage sie mehr zum Andenken: Meine Tante ist nicht mehr da, mit ihr werde ich nie wieder spazieren gehen. Aber ich kann ihre Jacke tragen und fühle mich dadurch, wenn auch anders, mit ihr verbunden.

Eigentlich unglaublich, was in den acht Monaten seit ihrem Tod alles passiert ist, in wie vielen Belangen sich die Welt und das Leben in so kurzer Zeit verändert haben. Ihre Beerdigung im März war die letzte in Heidelberg, die noch ohne coronabedingte Einschränkungen stattfinden konnte, mehr als hundert Leute nahmen teil. Anschließend kamen erst der Lockdown, dann die Lockerungen, dann die wieder ansteigenden Infektionszahlen und die daraufhin erneut verschärften Maßnahmen, um das Geschehen in den Griff zu bekommen. Ganz in der Manier des eben genannten, zur hilflosen Strategie gewordenen Fahrens auf

Sicht. Aus der anfänglich neben allen Ängsten freigesetzten Euphorie in dem Gedanken: Wir kriegen das hin, wir reißen uns einfach zusammen, und dann schaffen wir das schon!, ist mit der Zeit Resignation geworden. Alle sind mürbe, keiner will mehr, die Luft ist raus. Und es zeichnen sich immer deutlicher Risse ab, die mitten durch die Gesellschaft gehen. Aluhutträger, Impfgegner, Coronaleugner und Von-dieser-Stimmung-Profitierer einerseits, Durchdesinfizierer, Gesundheitsfanatiker und Infektionszahlenfetischisten andererseits. Und dazwischen die in der Mitte, die keinen Raum, kein Gehör finden, weil sie kurzerhand der einen oder der anderen Seite zugeordnet werden. „Durchlabeln“ nennt man das, wie ich jetzt gelernt habe, ein neuer Begriff für jenes Schwarzweiß-sortieren, das immer schon zu einfach, zu simpel und viel zu kurz gegriffen war. Wenn man sich nämlich in der gefühlten Mitte befindet, also Maßnahmen wie die AHA-Regeln befolgt, obwohl man die guten, wichtigen Dinge verzweifelt vermisst, die dabei verlorengehen, spürt man ein wachsendes Unbehagen. Ein diffuses, kaltschweres, beklemmendes *Das-kann-es-doch-irgendwie-nicht-sein!* Natürlich sieht man ein, dass die Entwicklung der Pandemie rasant ist und rasches Handeln erfordert. Dennoch schnürt es einem die Luft ab, wenn man merkt, wie fixiert alle Entscheidungsträger immer nur auf dieselben Faktoren zu sein scheinen – steigende Infektionszahlen, wirtschaftliche Notlagen (vor allem Großkonzerne sollen gerettet werden), und dann werden mit strengem Gestus und in kleinstem Kreis Maßnahmen beschlossen, die teilweise unsinnig und in sich widersprüchlich sind, und die der Realität in keiner Weise gerecht werden. Weitere Nachrichtenthemen und Ereignisse in der Welt tragen zusätzlich zu einem Gefühl der Fassungslosigkeit und Ohnmacht bei: Die islamistischen Anschläge in Europa, die US-Präsidentenwahlen, in denen ein alter weißer Mann aus Machtgeilheit mal eben versucht, die Demokratie auszuhebeln. (Der Ausgang dieses Streits ist zum jetzigen Zeitpunkt ungewiss.)

All das ist passiert, hat sich geändert, seit im März meine Tante gestorben ist, deren blaue Steppjacke ich jetzt trage.

Ja, es ist seltsam, im Nebel zu wandern. Die Welt ist wie geschrumpft, und dennoch nicht übersichtlicher geworden. Ein umfassender Draufblick scheint nicht möglich, man sieht nur, was am nächsten ist. Gehen auf Sicht. Noch dazu auf rutschigem Boden, das Laub ist tückisch, vor allem mit Schuhen ohne nennenswertes Profil. Zweimal wäre ich beinahe gestürzt. Längelang, oder aufs Steißbein, in jedem Fall schmerzhaft. Beide Male ist es noch mal gutgegangen.

Unterwegs sehe ich Bäume, gesunde und solche, die schon in diesem Frühjahr kahl waren und das nächste wohl nicht mehr erblickt werden. Eine gigantische, umgestürzte Buche. *Rotvälta*, denke ich spontan. So nennt man es im Schwedischen, wenn bei einem umgestürzten Baum der Wurzelteller von unten zu sehen ist, und das Loch, das er im Boden hinterlässt. Das Unterste wird nach oben gekehrt. *Rotvälta* heißt auch der neueste Roman meiner Lieblings-Krimi-Autorin, den ich hoffentlich bald übersetzen darf. Er spielt in Ångermanland, zweimal bin ich dort gewesen, als Gast in ihrem Ferienhaus oberhalb des Ångermanälv. Vom Küchenfenster aus hat man einen Blick, für den es sich beinahe zu sterben lohnt. In dieser Gegend, sogar in diesem Haus, spielt der Roman. Es geht, wie so oft bei ihr, um Dinge aus der Vergangenheit, die einen irgendwann einholen. Das Unterste wird nach oben gekehrt, die Abgründe werden sichtbar.

Ob Bäume oder Gewissheiten stürzen, ist im Grunde eins, das Prinzip bleibt das gleiche. Wenn die Demokratie von selbstherrlichen alten Männern, die weder über Sportsgeist noch moralischen Anstand verfügen, außer Kraft gesetzt und eine demokratische Wahl ad absurdum geführt wird, kehrt sich das Unterste nach oben, und ein Abgrund tut sich auf. Wenn alles bricht, alles auf Sicht fährt, werden Menschen und Institutionen angreifbar. Wenn Maßnahmen zur Eindämmung einer Pandemie zu einseitig sind und nicht in offenem Diskurs getroffen werden, kommt es zu einer Spaltung der Gesellschaft. All diese Dinge ließen sich – davon bin ich fest überzeugt – leichter ertragen und vielleicht sogar überwinden, wenn man zusammenkommen, sich austauschen, einander real

begegnen könnte. Derzeit aber lautet das Gebot der Stunde: Abstandhalten. Kein Wunder, dass sich da schon mal das Gefühl breitmachen kann, ein jeder sei allein. Was für ein abgrundtieftrauriges Gefühl. Und was für ein gefährliches. Wer allein ist, braucht keine Rücksicht mehr zu nehmen. Weder auf seine Mitmenschen noch auf eine vulnerable Welt. Und irgendwann ist dann alles egal: Wie man sich kleidet, wie man sich gibt, wie man sich verhält. Es zu schaffen, aus diesem Kokon auszubrechen, scheint im Moment das Wichtigste zu sein. Und wenn man sich physisch nicht nähern, mit anderen zusammenkommen kann, so kann man es doch ersatzweise virtuell, oder lesend, oder schreibend. Oder eben, indem man sich etwas Freundliches zuruft, wenn man sich schon nicht umarmen kann.

Gegen Ende meines Spaziergangs begegne ich auf der Dorfstraße vertrauten Gesichtern. Wegen des Nebels dauert es etwas länger, bis man sich tatsächlich erkennt: Ach, du bist es, du bist noch da. Herbst hier im Ort bedeutet: Rauchgeruch, der Baron zieht auf dem Laubbläser seine Kreise. In den Gärten herrscht emsiges Treiben, man grüßt sich über den Zaun, spricht die Hoffnung aus, der Nebel möge sich lichten.

Zu Hause vorm Ofen lese ich in der ZEIT. Im Politikteil schreiben neun Intellektuelle gegen die suggerierte Alternativlosigkeit der Corona-Maßnahmen an. Sie sind da, ich bin mit meinem Unbehagen nicht allein. Es gibt Menschen, die es besser in Worte fassen können als ich, die Denkanstöße geben und Lösungsansätze formulieren. Ich bin mit meinem Wunsch nach mehr Vielfalt im Spektrum der einbezogenen Wissenschaften nicht allein. Ich bin mit der Hoffnung auf daraus resultierende, differenziertere Maßnahmen nicht allein, in Folge derer sich vielleicht sogar neue Chancen für diese Gesellschaft ergeben. Ich bin mit meinen Sorgen und meinen Träumen nicht allein. *Wir* sind nicht allein.

Donald Trump in den USA scheint langsam an Boden zu verlieren. Ist da Licht am Ende des Tunnels? Hat vielleicht jemand Löcher gebohrt, damit es schon unterwegs ein bisschen heller wird?

Ja, es ist seltsam, im Nebel zu wandern. Aber die blaue Steppjacke meiner Tante wärmt. Und irgendwann wird es lichter. Und leichter. Man braucht nur ein wenig Geduld.

(6. November 2020)

PS: Herbert Grönemeyer hat vorgeschlagen, Millionäre mögen der Kultur beispringen, sie mit Zuschüssen über die Krise retten. Keine schlechte Idee. Aber wäre es nicht andersrum konsequenter? Müsste nicht der Staat Milliarden in die Kultur investieren, und die Rettung der einen Fluggesellschaft stattdessen vielfliegenden Millionären überlassen?

Ich meine ja nur ...